

Erschienen in:

Hans-Gerd Jannßen, Julia D. E. Prinz, Michael J Rainer (Hg.), Theologie in gefährdeter Zeit - Stichworte von nahen und fernen Weggefährten für Johann Baptist Metz zum 90. Geburtstag, LITVerlag Dr. W. Hopf Berlin 2018, 245-247.

Zusammenfassung:

Die traditionelle Theodizeefrage hat in sich widersprüchliche Voraussetzungen und läuft auf ein Missverständnis von Gottes Allmacht und Güte hinaus. Man fragt besser, was der Glaube an Jesus Christus für den Umgang mit dem Leid ausmacht.

Peter Knauer SJ

DER CHRISTLICHE GLAUBE BEFREIT AUS DER THEODIZEEFRAGE

Wie kann Gott sowohl allgütig wie allmächtig sein und doch all das Leid in der Welt zulassen? Diese sogenannte Theodizeefrage gilt als eine Frage, die in den zweitausend Jahren Christentum noch von niemand überzeugend beantwortet werden konnte. Die „Antworten“ laufen gewöhnlich darauf hinaus, entweder das Leid in der Welt oder aber Gottes Allmacht und Güte zu relativieren. Er hätte zum Beispiel seine Allmacht zurückgenommen oder müsse die menschliche Freiheit „respektieren“.

Dass die Theodizeefrage wenig Sinn hat, könnte einem bereits aufgehen durch Psalm 23 („Mein Hirt ist Gott der Herr ... muss ich auch wandern in Todesschatten“) und Röm 8,35 („Wer wird uns von der Liebe Christi scheiden? Drangsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert?“).

Doch ist man wohl bisher noch selten auf den Gedanken gekommen, dass die Nichtbeantwortbarkeit der Theodizeefrage bereits daran liegen könnte, dass sie selber logisch widersprüchliche Voraussetzungen hat. Sie kann gar nicht beantwortet werden. Es handelt sich um eine Frage, die Gott an einem auch ihn noch übergreifenden Maßstab messen will, den es nicht gibt. Es ist tragisch, dass sich die Christenheit noch heute mit dieser Frage plagt, anstatt sie durch die sinnvollere Frage nach den innerweltlichen Ursachen von Leid zu ersetzen, um manchem Leid zuvorzukommen. Notwendig ist dagegen die Frage, was der christliche Glaube für den Umgang mit dem Leid ausmacht und wie er zum Mitleiden am Leid anderer Menschen und zur Solidarität mit ihnen (J. B. Metz) befähigt.

Die Theodizeefrage geht von einem unzutreffenden Verständnis sowohl von göttlicher Allmacht wie von göttlicher Güte aus: Gottes Allmacht bestünde darin, dass er Beliebiges könnte und man dafür der eigenen Phantasie keine Grenzen zu setzen

bräuchte. Nur weiß man nicht, ob Gott das, was man sich selber ausdenkt, auch tatsächlich tun will. Damit versucht man, mit etwas Unkalkulierbarem zu kalkulieren. Dies läuft auf eine Art Blindkuhspiel zwischen Gewissheit und Ungewissheit hinaus. Eine solche göttliche Allmacht wäre nur eine „potentielle“ anstatt einer „aktuellen“ Allmacht. Die Welt ginge normalerweise ihren eigenen Lauf, aber Gott „könnte“ jederzeit eingreifen. Tut er es nicht, hat man wie ein Chef gegenüber seinem Angestellten „Erklärungsbedarf“ und erwartet die Antwort spätestens im Jenseits. Mit christlichem Glauben hat das wenig zu tun.

[146>] In diesem falschen Verständnis stellt man sich selber über Gott und die Welt. Man übersieht, dass Gott nicht unter unsere Begriffe fällt. Nicht einmal das Nichtwiderspruchsprinzip ist ein Gott und Welt übergreifendes Prinzip. Denn von Gott kann man nur hinweisend (analog) sprechen. Man darf aber in der Tat keine Aussagen in Bezug auf ihn machen, die unserem eigenen Aus-dem-Nichts-Geschaffensein widersprechen. Doch Gott selber ist weder Ausgangspunkt noch Gegenstand noch Ergebnis logischer Schlussfolgerungen, und er ist auch kein Anwendungsfall für welche Denkprinzipien auch immer. Auch von Gottes Allwissenheit kann man nur hinweisend sprechen von der Aussage her, dass schlechthin nichts in unserer Welt ohne ihn sein kann; das gilt selbstverständlich auch von unseren freiesten Handlungen und von aller Zukunft. Nur zu diesem Sachverhalt darf man nicht in einen logischen Widerspruch eintreten.

In Wirklichkeit besteht Gottes Allmacht nicht in dem, was er alles könnte, sondern darin, dass er der in allem, was tatsächlich geschieht, von vornherein und aktuell Mächtige ist. Nichts in unserer Welt kann ohne ihn sein, und dies gilt nicht nur vom Anfang der Welt, sondern von jedem Augenblick ihrer Existenz. Gott ist „ohne wen nichts ist“. In dieser Formulierung begreifen wir nur das von Gott Verschiedene, das auf ihn verweist. Man kann also Gott nur in der Anerkennung der eigenen Geschöpflichkeit überhaupt erkennen. Das ist das Gegenteil zu der Auffassung, man könne zuerst bereits wissen, wer Gott ist, um dann zu sagen, er habe irgendwann die Welt geschaffen.

Auf das immer aktuelle Geschaffensein der Welt kann man daraus schließen, dass alles in ihr eine Einheit von Gegensätzen darstellt (endliches Sein = Sein von Nichtsein durchdrungen; Veränderung = Identität von Nichtidentität durchdrungen; Kontingenz = Notwendigkeit von Nichtnotwendigkeit durchdrungen). Eine Einheit von Gegensätzen lässt sich nur dann logisch widerspruchsfrei beschreiben, wenn man für die *Gegensätze* verschiedene Hinsichten angeben kann, die sich aber wegen der *Einheit* der Gegensätze nicht wiederum ausschließen. Solche Hinsichten findet man nur in der Aussage der Geschöpflichkeit: Die Welt geht völlig in einem „restlosen Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ auf. Das Woraufhin eines solchen „restlosen Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ nennen wir „Gott“. Damit wird die Welt nicht durch Gott erklärt, sondern durch ihre Geschöpflichkeit, deren Anerkennung logische Endstation ist. Von Gott selbst kann man, wie gesagt,

nur noch hinweisend (analog) sprechen, aber niemals so, dass er dann unter unsere Begriffe fiele.

Gott ist also auch in allem Leid, ja sogar in der menschlichen Sünde, im Widerwillen gegen ihn, noch immer der „in allem Mächtige“, gegen den keine Macht der Welt ankann. Das bedeutet keineswegs, dass man Gott wegen des Leides in der Welt beschuldigen kann. Das „restlose Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ der Welt ist vollkommen *einseitig*; dem Versuch, das Leid oder das Böse als von Gott „determiniert“ zu *deduzieren*, geht deshalb jede ontologische Grundlage ab. Allerdings ist die bloße Aussage, dass Gott auch in allem [147>] Leid und bei allem Bösen in dieser Welt der „Mächtige“ bleibt, für sich allein - noch ohne seine „Güte“ - in keiner Weise tröstlich.

In der herkömmlichen Theodizeefrage wird jedoch auch die Güte Gottes missverstanden. Sie hätte darin zu bestehen, für das menschliche Wohlbefinden zu sorgen, und hätte ihr jeweiliges Maß dann auch an eben diesem Wohlbefinden. Wenn das Wetter gut und angenehm ist, wäre Gott nahe und seine Liebe darin spürbar. In jeder Not dagegen bliebe Gott in weiter Ferne und hätte uns seine Liebe entzogen. Alles Leid in der Welt müsste dann als Gottes Strafe erscheinen, aber zum Beispiel wirtschaftlicher Erfolg wäre ein Zeichen seiner Gnade. Angesichts der Todesverfallenheit von allem könnte eine solche letztlich die Welt vergötternde Vorstellung von Gottes Liebe nur zu der Katastrophe führen, irgendwann einmal an allem in der Welt verzweifeln zu müssen.

Vielmehr besteht Gottes Güte darin, dass wir in die ewige Liebe von Gott zu Gott, die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn, die der Heilige Geist ist, hineingeschaffen sind. Nach dem Glaubensbekenntnis ist alles „in Christus geschaffen“ (vgl. Joh 17,23 und Kol 1,16). Gott hat gar keine andere Liebe als die ewige zwischen dem Vater und dem Sohn. Keine Macht der Welt, nicht einmal der Tod, kann aus der Gemeinschaft mit Gott herausreißen.

Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, um uns in menschlichem Wort zu sagen, dass dies unsere wahre Situation vor Gott, unser „Urstand“ ist. Unsere Gemeinschaft mit Gott hat ihr Maß nicht an der Welt, und man kann sie deshalb auch nicht an der Welt ablesen, sondern muss sie gesagt bekommen (vgl. Hebr 2,3: „... das Heil, das seinen Beginn darin genommen hat, vom Herrn gesprochen zu werden“), und kann sie nur im Glauben als dem Erfülltsein vom Heiligen Geist als wahr erkennen (vgl. 1 Kor 12,3: „Niemand kann sagen: Jesus ist Herr, außer im Heiligen Geist.“)

Wie wirkt sich diese Gemeinschaft mit Gott aus? Wir leben mit allen anderen Menschen in ein und derselben Welt. In ihr gibt es Freude und Leid, die man nicht gegeneinander verrechnen kann. Außerhalb des Glaubens betrachtet erscheint die Welt letztlich als ein Gleichnis der Hölle: Vergänglichkeit und Tod haben über alles das letzte Wort (vgl. Lk 13,5: „Wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr genauso umkommen“). Kein innerweltliches Glück kommt dagegen an.

Aber im Glauben betrachtet wird jede gute Erfahrung in dieser Welt zu einem Gleichnis des Himmels, der Gemeinschaft mit Gott, gegen die auch der Tod keine Macht hat. Und alle schlechte Erfahrung hat aufgehört, Gleichnis für ewige Verlorenheit zu sein; sie hindert aber daran, das Gleichnis des Himmels mit dem Himmel selbst, der ewigen Gemeinschaft mit Gott, zu verwechseln. So ist der christliche Glaube die befreiende Alternative zu aller Weltvergötterung bzw. zur sonst notwendig folgenden Verzweiflung an der Welt.

Peter Knauer SJ hat 1969 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster bei Prof. DDr. Johann Baptist Metz mit der Arbeit „Verantwortung des Glaubens - Ein Gespräch mit Gerhard Ebeling aus katholischer Sicht“ promoviert und lehrte von 1969-2003 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main Fundamentaltheologie. Seit seiner Emeritierung lebt er in Brüssel und arbeitet im Foyer Catholique Européen für eine spanischsprachige Gemeinde.